

Meine Erfahrungen mit dem organisch-biologischen Gemüsebau im Voralpengebiet

Autor(en): **Rahmen, H.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Kultur und Politik : Zeitschrift für ökologische, soziale und wirtschaftliche Zusammenhänge**

Band (Jahr): **30 (1975)**

Heft 4

PDF erstellt am: **29.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-892786>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Noch etwas Wesentliches, was die Arbeit angeht, dazu: Wir verkaufen fast alle unsere Produkte verbrauchernah, was sehr viel Arbeit macht, aber auch den besseren Preis bringt. So bleibt eigentlich die Frage: Gibt der organisch-biologische Landbau mehr Arbeit je to Erzeugung oder 1000 Fr. Einkommen? Ich würde sagen, im ersten Falle nur bei gewissen Betriebszweigen. Im zweiten nein. Das aber ist das Entscheidende. *Mit dem Kopf muß allerdings mehr gearbeitet werden. Vorplanen im Fruchtwechsel, Düngung, Bodenbearbeitung zusammen mit guter Beobachtung usw.* Davon hängt alles ab. Vertanes kann nicht so leicht wieder ausgebügelt werden. Stefan Müller

Meine Erfahrungen mit dem organisch-biologischen Gemüsebau im Voralpengebiet

Wenn ich über meine Erfahrungen berichten soll, sind zuerst einige Gegebenheiten festzuhalten. Die Bodenart ist in unserer Gegend sehr unterschiedlich. Vom schwarzen, leichten Moorboden über den «Grien»- zum schweren Lehmboden sind alle Variationen vorhanden. Ich habe das Glück, einen gut durchlässigen, eher leichten «Grienboden» zu bebauen. Da wir auf einer Höhe von 820 m ü. M. sind und dazu in der Nähe der Berge, weht bei uns ein wesentlich rauherer Wind als etwa im Seeland. Frühes Einwintern im Herbst und im Frühjahr winterliche Nachwehen bis zu den Eisheiligen sind keine Seltenheit. Durch den von den Alpen verursachten Wolkenstau kommen wir auch zu recht ergiebigen Niederschlägen und im Sommer zu schweren Gewittern; dagegen ist Hagelschlag eher selten. Die durchschnittliche Niederschlagsmenge liegt bei ca. 950 mm im Jahre. Hauptberuflich betreue ich als Förster einen öffentlichen Wald von 250 ha, so daß der Gemüsebau mehr als Nebenberwerb zu betrachten ist.

Soweit ich mich zu erinnern vermag, wurde ich von der biologischen Denkweise an einem Vortrage von Dr. Rusch auf dem Mösberg erfaßt. Ich durfte ihn als Schuljunge anhören. In der einfachen Sprache, der sich Dr. Rusch bediente, gelang es ihm, ohne daß ich die Einzelheiten alle zu verstehen vermochte,

in mir das Interesse für das Lebendige zu wecken und ließ mich die großen Zusammenhänge in der Schöpfung erahnen. Dazu kam dann, daß ich das Welschlandjahr auf einem intensiven Ackerbaubetrieb verbringen durfte, auf dem das Unkrautjäten nicht als Pein, sondern als Sport betrieben wurde. Als ich 1961 zu Hause sesshaft wurde, was lag da näher, als eigene Gehversuche im biologischen Gemüsebau zu machen, da zudem in der Anbau- und Verwertungsgenossenschaft «Heimat» ein zuverlässiger Abnehmer auch für uns da war. Ein weiterer mir wichtig scheinender Punkt lag darin, daß im Waldbau sich unsere lenkenden Maßnahmen und Eingriffe oft erst nach einem Menschenalter in ihrer Auswirkung und Güte beurteilen lassen, wogegen wir im Ackerbau viel schneller die Rechnung vorgesezt erhalten.

Ich habe hier Betrachtungen eingeflochten, die nicht unbedingt zum Thema gehören. Es ist aber meine feste Überzeugung, daß es eine Grundbedingung des Erfolges ist, zuerst unser ganzes Fühlen und Denken organisch-biologisch zu festigen, bevor wir daran gehen, unsere Wiesen und Äcker in diesem Sinne zu hegen und zu pflegen. Nur mit diesem geistigen Rückhalt ist es uns möglich, die immer wieder auftretenden Schwierigkeiten möglichst in ihrem ganzen Ausmaße zu erfassen und einer Lösung entgegenzuführen. Wenn die Anrempelungen und das Lächerlichmachen auch nicht mehr so schwer wiegen, wie in den Anfängen des organisch-biologischen Landbaues, so läßt eine positive geistige Haltung sie doch viel leichter als das hinnehmen was sie sind: Der Ausdruck von Neid und Abwehrreaktionen von in Frage gestellten Tätigkeiten ganzer Wirtschaftszweige – z. B. Kunstdünger- und Giftkette.

Bei mir lag ein Hauptproblem darin, den Betrieb zu Hause so zu gestalten, daß er die Arbeit im Wald möglichst wenig beeinträchtigte. So wurde die anfängliche Mastrinderhaltung und der Anbau von Getreide aufgegeben. Als tierische Komponente steht mir Hühnermist von einem Legebetrieb zur Verfügung. Dieser Dünger, oberflächlich und direkt aus dem Stall ausgebracht, ist eine wertvolle Bodennahrung – sofern das verwendete Futter antibiotikafrei ist. Für ein gesundes Pflanzenwachstum ist aber Bedingung, daß er vor dem Säen und Setzen gründlich verrottet ist. Als Kulturen beschränken wir uns nun auf Speise-

kartoffeln, Speise- und Safrüebli, Randen und Kopfsalat, zusammen ca. 100 Aren; dazu 60 Aren Wiesland als Fruchtwechsel. Das anfallende Gras wurde anfänglich als Dürrfutter verkauft, jetzt aber nur noch gemulcht. Ich hoffe, dadurch die Bodenregeneration zu fördern und wenn das Land wieder offen ist, mit einer billigen Gründüngung auszukommen. Im Augenblick bin ich noch auf der Suche nach einer dreijährigen Grasmischung mit frohem Wachstum, bei der die anfallende Grünmasse sich gut abbaut und nicht «verstroht». Überdies hätte ich noch den Wunsch, daß beim Umbruch die Grasnarbe ohne zu pflügen mit einer 6 PS-Hacke relativ leicht zum Verschwinden zu bringen ist. Ob sich da wohl die Mischung Weißklee mit Löwenzahn bewähren wird? Das anfängliche Unkrautproblem hat sich soweit verringert, daß ich das Abflammgerät gut entbehren kann. Ich messe der Lockerung der obersten 1–2 cm Erde mit der Zweiradhacke – Stoß-Schaber – weit größere Bedeutung zu und mit dieser Arbeit geht auch gleichzeitig eine sehr gute Unkrautvernichtung einher.

Ein weiteres Problem, das jeder Betrieb in Kleinversuchen für sich lösen muß, ist die Sortenwahl. Da möchte ich ein Beispiel beim Salatanbau nennen. Es ist sinnlos, eine Salatsorte mit festen Köpfen immer wieder zu säen, wenn ihr andererseits das Klima nicht zusagt und sie Mal für Mal vom Mehltau befallen wird und einzig durch die Möglichkeit, eine andere Sorte auszusäen, diesem Übel beizukommen ist.

Wenn wir in unsern Regionen Gemüsebau betreiben wollen, müssen wir uns klar sein, daß wir uns nicht mit den Seeländer-Bauern messen können. Wir dürfen uns nicht auf die «ersten» Kartoffeln, Rüebli, Salat festlegen, sondern müssen unsere Grenzen erkennen. Dazu gehört, die Geduld aufzubringen und erst zu pflanzen und zu setzen, wenn die notwendige Wärme im Boden ist. Wir haben uns normalerweise mit einer Ernte zu begnügen, um den Boden dann nach Möglichkeit auf den nächsten Sommer vorzubereiten. Im Hochsommer gelingt es uns unter Umständen, eine Lücke in der Salatversorgung auszufüllen, was sich dann direkt im finanziellen Ertrag auswirkt. Denn auch mit noch so großer Freude und Begeisterung für die gute Sache allein können auch wir nicht unsern Verpflichtungen nachkommen.

Wenn ich auch weit davon entfernt bin, zu glauben, alle Probleme gelöst zu haben, erfüllt es mich doch mit großer Genugtuung und Zufriedenheit, auf einem Außenposten an einem Werk mit Zukunft mitzuarbeiten, Nahrung in gesunder Zusammensetzung zu erzeugen und durch unser Wirken vielleicht auch für unsere Mitmenschen den Ausweg aus einer Sackgasse zu ebnen!

H. Rahmen

Vorbereitungszeit im Garten

Baum, Strauch und Boden haben sich mit Einbruch der kalten Jahreszeit zur Ruhe gesetzt. Doch mit der aufsteigenden Sonne bereitet sich das Leben, langsam jedes Jahr wiederkehrend, für das kommende Frühjahr vor.

Haben wir unsere Gartenbeete mit Mist, Mulm, Gartenabfällen oder mit einer Gründüngung gut versorgt und bedeckt, bleibt der Boden im Herbst länger warm, friert nicht so schnell aus und im Frühjahr ist er wieder schneller tätig. Das Bodenleben wird uns für diese Vorsorge im Herbst mit einem garen und fruchtbaren Boden im kommenden Kulturjahr erfreuen.

Wir werden während der Wachstumsruhe unseren Gartenplan erstellen. Dabei sollten wir nicht nur die sich fördernden Kulturen zusammenstellen, sondern auch die ungefähre Wachstumszeit bis zur Ernte, den Standraum der einzelnen Pflanzen und das richtige Ineinanderschieben der nachfolgenden Kulturen berücksichtigen, um die Wachstumsperiode richtig ausnützen zu können. – Siehe «Kultur und Politik» Heft 1/75, Seiten 34–40.

In Ermangelung eines Glashauses können wir schon im Jänner-Februar in Saatkistchen frühen Blumenkohl und Kohlrabi an südseitigen Fenstern ansäen. Sobald die Samen keimen, sollen wir die Kistchen an die Sonne stellen, die Kulturen nicht zu naß halten und auch nicht zu warm, sonst werden sie zu stengelig. Sobald die Pflänzchen gut mit zwei Fingern gefaßt werden können, müssen wir sie umsetzen. Der Gärtner nennt das pikieren. Die Pflänzchen werden durch das Verschulen im Wurzelballen gekräftigt und an den Blättern gedrunken. Solche Setzlinge